

„Der Selbstwert als Maßstab der Werte“

Man hat in den letzten Jahren von Seiten öffentlich verantwortlicher Institutionen bis hinauf zum Bundestag von der Besorgnis um den Verlust von Werten gehört. Es sei dringend notwendig, so hieß es, daß die „Menschen draußen im Lande“ sich wieder ihrer Werte erinnern. Der Gegenstand der Besorgnis beschränkt sich auf zwei Gruppen: auf die, welche ihn zum Problem erheben, da sie sich für verantwortlich halten und auf die Menschen draußen im Lande. Ein solches löbliches Vorhaben setzt aber voraus, daß die, welche sich bemüßigt fühlen, sich ihrer eigenen Werte selbst bewußt sind. Denn darin läge ihre Prädestination, den Leuten im Lande Werte zu vermitteln.

Man ist also berechtigt zu fragen, worin denn Werte ihrerseits erkannt werden. Man sollte einmal darüber nachdenken, ob die anerkannten Werte ausschließlich solche sind, die in Laboratorien, technischen Anstalten oder auf Sportplätzen erbracht werden. Ich erinnere an eine Rede, die der ehemalige Bundeskanzler Kohl vor dem Parlament gehalten hatte. Er sprach vom Forterhalt geistiger Werte und dachte hierbei, wie er sagte, „besonders an Technologie und Sport.“ Es scheint, als habe man in einer politischen Funktion alles, was als Wert gelten könnte, und erschiene es noch so absurd, als Wert zu tolerieren. Anstatt nach einer auf dem Vernunftgrund gediehenen Urteilsfähigkeit zu entscheiden, schlägt man sich auf die Seite der Toleranz. Insofern ist es folgerichtig und verständlich, wenn sportlichen Massenveranstaltungen ein eigener kultureller Wert beigemessen wird. Gleichwohl: auf dem Fußballfeld geht es nicht darum, jemanden zu tolerieren, selbst nach dem Erklingen der Nationalhymne nicht. Zöge man allerdings die möglichen Folgen einer solch unehrlichen Toleranzkultur in Betracht, so brauchte man sich nur daran zu erinnern, daß schlecht erzogene Kinder über die Grenzen ihrer Spiele hinauschießen und schließlich zügellos auftreten und unverschämt werden. Oder an den heuchelnden Tartuffe, welcher unter dem Deckmantel der Frömmigkeit auftritt, am Ende keine Toleranz kennt, ebenso wie alle, die man anfängt zu tolerieren.

Das Wort Toleranz bedeutet „dulden“ und ist im Grunde eine Form der Beleidigung. Werte können auf keinen Fall toleriert, sondern müssen entweder bezweifelt oder anerkannt werden. Vor allem solche, die als geistige Werte gelten sollen. Es ist bedenklich genug, daß hieran überhaupt erinnert werden muß. Wo deklarierte Werte erbracht und nur toleriert werden, liegt ihre Fragwürdigkeit entweder in der Unzulänglichkeit des Autors oder in der mangelnden Urteilsfähigkeit des Rezipienten. Den Autoren von Kunstwerken und ihren Vertriebsleuten ist es heute mit Sicherheit gleichgültig, ob sie durch Toleranz beleidigt werden. Wichtig ist allein, daß ihre Erzeugnisse als Wert deklariert werden, und das heißt als Marktwert. Man handelt Kunstwerke, die man bei selbst einigem Langmut nur zu dulden hätte, zu Summen, welche die Millionenhöhe übersteigen. Die Hauptsache ist, daß die Namen der Autoren bei der Masse nur laut genug ausgerufen werden und einige Wenige den Wert dieser Namen durch Ankäufe bestätigen. Es ist erstaunlich zu sehen, wie lange sich die Geduld der Gesellschaft, der Masse, als tragfähig erweist. Denn die Gesellschaft stellt die Duldenden, den passiven Teil, in dieser zweifelhaften Szenerie dar. Den Teil, von dem man annimmt, daß er nunmehr auf etwas wartet, das er in Zukunft als Wert anerkennen könnte. Jedoch muss er sich, bar jeder Fähigkeit zu urteilen, mit dem Wert der Toleranz begnügen. Dort, wo es sich um Kunstprodukte handelt, dürfte man aber entweder Ablehnung oder Anerkennung erwarten.

Und sicherlich sind die vom Steigen solcher Kunst-Werte am wenigsten Betroffenen die Menschen im Lande. Es gab kaum eine Epoche, außer vielleicht der des Dreißigjährigen Krieges, in der durch völlige Zerstörung das noch verbliebene Geistesleben so völlig von den Menschen im Land getrennt erschien, wie in der Zeit des Überflusses, in unserer Zeit. Die Gleichgültigkeit gegenüber Werten mag in beiden Epochen die gleichen Wurzeln haben, sie mögen Mangel oder Überfluß heißen. Man fürchtet Wirtschaftskatastrophen, da der Einbruch von Bankwerten wie in einem Strudel alle Beteiligten mit in die Tiefe reißt. Man hat sich hingegen selten darüber Gedanken gemacht, in welcher Weise der Zusammenbruch geistiger Fundamente ebenso alle in die Tiefe reißen könnte. Daher das verspätete Sich-Besinnen auf ein Zurückgewinnen der Werte.

Keine Institution und keine noch so hochgefeierte Persönlichkeit, weder im politischen noch im kulturellen Bereich, kann den Wert eines Urteils ersetzen, da dieser im Vernunftgrund des Einzelnen gefunden werden muß. Die Frage, die man gewöhnlich einem begabten jungen Menschen stellt, dem es gegeben sein könnte, selbst einmal Wertvolles zu leisten, ist im Allgemeinen die, ob das, was er vorhat, denn einmal „seinen Mann ernähren“ wird. Das ist um so trauriger, als die Frage auf nichts weiter hindeutet, als auf die Wertlosigkeit der Gesinnung dessen, der sie stellt.

Ich bin mir darüber im Klaren, daß ich mit dem, was ich vortrage, die Sicherheit der Basis in Frage stelle, auf der man heute Werte bauen möchte. Gleichzeitig zerstört man die Grundlagen, ohne die Werte nicht erkannt werden können. Ich spreche also über den Wert selbständigen Erkennens. Worin ein Wert steigt und fällt, liegt in der Fähigkeit seiner Erachtung nach Maßgabe jeweiliger Erkenntnisfähigkeit.

Wenn man im Parlament debattiert und auch ganz allgemein über die Zurückgewinnung der Werte redet, kann man annehmen, daß es sich ausschließlich um Werte handelt, die einen praktischen Nutzen in Aussicht stellen. Daß sich derartige Debatten schließlich in der Sorge um den Erhalt der deutschen Sprache erschöpfen, macht deutlich, daß ein Rückblick auf Werte, die das Abendland prägten, gar nicht mehr möglich ist.

Nach allem, worin die Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten, bei weitgehender Prosperität, als der zentrale Punkt gesellschaftlichen Lebens gesehen wurde, zeigt sich heute bei sichtlichem Zweifel an ihrer Stabilität, daß man sich getäuscht haben könnte. Die Möglichkeiten, derer man im Hinblick auf Vorteile oder Freizeitvergnügen jeder Art versichert zu sein glaubte, scheinen ihre Versprechen nicht mehr einlösen zu können. Auf großzügig ausgestatteten Automobilmessen werden dennoch Wunschträume bei Menschen geweckt, die sich nicht einmal mehr einen gebrauchten Kleinwagen leisten können. Was ihnen bei ansteigender wirtschaftlicher Not und sinkender Hoffnung auf Verbesserung ihrer Situation bleibt, sind Wunschträume. Wunschträume von all dem, was ihnen Wert erschien, sich zu leisten.

Dem Wert äquivalent sollte die Leistung sein, die Leistung dem Wert.

In einer Predigt stellte einmal Romano Guardini, indem er auf die vierte Bitte im Vaterunser Bezug nahm, die Bitte um das tägliche Brot, ganz wörtlich in Rede. Er wies darauf hin, daß man, wenn man um das tägliche Brot bittet, in der Tat nichts weiter erbittet, als dieses Stück Brot. In welcher Weise er dann weiterhin das Brot, um das man bittet, im eucharistischen Sinn, also im Glauben an das Abendmahl vertiefte, steht in Bezug zur Wandlung des Brotes. Aber darüber zu sprechen, sehe ich mich nicht berufen, und es wäre auch nicht ohne weiteres mit dem vereinbar, was meiner Thematik zugrunde liegt. Ich begnüge mich damit zu fragen, was Werte sind, worin und in welcher Weise sie erkannt werden.

Was zwangsläufig aus dem Gedächtnis abgerufen wird und die Sache trifft, ist das, was Martin Luther sagte: „Was du anbetest, das ist dein Gott.“

Demgegenüber haben alle bisherigen Bundesregierungen, indem sie den Standpunkt ihrer Wähler einnehmen, völlig Recht, wenn sie den Wert von Technologie und Sport stets im Vordergrund sehen, da die Massen allein im Brauchbaren, den für alle einsichtigen Wert erkennen. Der Wert eines Objektes also liegt nicht in dem, was es an sich selbst hat, sondern im Einschätzen dessen, der ihm diesen seinen Wert beilegt. Dasselbe gilt für eine erbrachte Leistung. Große Leistungen, namentlich geistiger Natur, setzen eine weitgehend ausreichende Erkenntnisfähigkeit im Rezipienten voraus, um entsprechend eingeschätzt und gewürdigt zu werden. Kein Wunder also, daß heute Namen wie Bach oder Beethoven eine wesentlich geringere Resonanz bewirken, als Beckenbauer oder Ballack. Es ist merkwürdig genug, daß man auf die Darlegungen von Trainern und Managern den Begriff „Philosophie“ anwendet. Es ist umso merkwürdiger, als aus einer gerade eben eingetretenen Aktion ein philosophischer Schluss gezogen werden soll, auf etwas, das überhaupt noch nicht stattgefunden hat. Ich würde ein solches Beispiel nicht anführen, wäre es nicht das Prinzip, das alle derartigen Weissagungen einschließt. Man stützte sich von je her auf Prognosen, wo man sich von der eigenen Urteilsfähigkeit im Stich gelassen sah. Dasselbe galt für militärische Operationen wie für wirtschaftspolitisches Handeln. Man stützt sich auf Prognosen und Versprechungen, während man vor allem, was ins Haus stehen könnte, die Augen schließt.

Stets spricht man von großen Siegern, selten von großen Unterlegenen. Deshalb redet man nicht ohne Furcht von dem, der am Ende alles auf eine Karte setzt. Im Stillen aber spielt man mit dem Gedanken, daß man den, der auf verlorenem Posten steht, doch vielleicht gern zum Freund hätte. Denn ein unterschwelliger Gedanke läßt ihn bisweilen in einem anderen Licht erscheinen als jene, die man umworben und von deren Prognosen man die Bestätigung erwartet hatte. Der Prognostizierende sucht den Tatsachen vorzugreifen. Er ruft die Vergangenheit ins Gedächtnis, um womöglich einen Vergleich mit dem Künftigen zu ziehen. Vielleicht auch um aufzuzeigen, daß bereits vorausgegangene ähnliche Gegebenheiten, die seinen Prognosen damals entgegengestanden hätten, ganz notwendige Nebenerscheinungen waren, die am Ende zum guten Ziel führten. Erscheint er als einer, den seine Hellsichtigkeit betrogen hatte, so sieht er sich bald der Ironie seiner Umwelt ausgesetzt und wird zu dem, der nichts als haltlose Parolen verbreitet hatte. Es ist also ein wesentlicher Unterschied, ob jemand an einen Sieg glaubt, oder sich dessen versichert wissen will. Denn sich versichert wissen zu wollen, macht die Absicherung dessen notwendig, worauf man auf Gedeih und Verderb gesetzt hat. Etwa so, wie auf die Betriebsfähigkeit eines Fahrzeugs. Dies ist Sache einstweiliger Erkenntnis.

Der Glaube hingegen hat das Bekenntnis in der Folge. Und zwar das Bekenntnis zu einem Glauben, der weder im negativen noch im positiven Sinn seine Grenzen erreicht. Bei Graf von Platen heißt es in einer Gedichtzeile: „Vergeßt, daß euch die Welt betrügt und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt. Es hoffe jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie keinem gab, denn jeder sucht ein All zu sein und jeder ist im Grunde nichts.“

Betrachtet man die Sache näher, so sieht sich der Mensch dauernd zwischen Angst und Wünschen hin- und hergetrieben. Das hat zur Folge, daß er alles, was an ihn herangetragen wird und wovon er sich einen Vorteil verspricht, unter positiven Vorzeichen sehen möchte. Der geringste Zweifel am Wert des Objekts, wie an dem, der es ihm anbietet, kann im gleichen Moment dazu angetan sein, sein ganzes Weltbild ins Wanken zu bringen. Umso gefährlicher treten dann solche auf, die den Unbefangenen, einfach denkenden Menschen, der auf nichts anderem baut als auf seiner Vernunft, zum Glauben an die von ihm verbreiteten Maximen zwingen. Ebenso kann die Prognose der Wiederkehr einer bösen Vergangenheit auch als Drohung dienen. Es genügt schon daran zu erinnern, daß das Schlechte noch schlechter werden kann. Allein mit der Radiernadel hatte Goya das Teuflische zum Bild werden lassen und in der Gestaltung aus dem Herzen vertrieben.

Der offensichtliche Betrug, das Verbrechen selbst nicht ausgeschlossen, hat unter allen Umständen als das Gute glaubwürdig zu bleiben.

Wenn heute immer aufs Neue gefragt wird, wie es möglich wäre, Werte zurück zu gewinnen, welche die Grundfesten eines Staates ausmachen, so liegt darin die Sorge um den Verlust des Menschen als erkennendes Subjekt. Unfähig, den Wert vom Unwert zu unterscheiden, wird die Gesellschaft sinnlos in die Habgier hineingesteigert. Stunde um Stunde wird ein Massenangebot von Objekten, die fast ausnahmslos der Körperpflege dienen, im Kontrast zu wirklich erkennbaren Werten durch Medien vermittelt. Wenn jemand sagt, „das ist mir die Sache wert“, so muß man involvieren, daß der Wert von dem er redet, seinem Selbstwert entspricht. Wir sehen den Alkoholiker beim Anblick der Cognacflasche in der Steigerung seiner Begierde, indem er jeden Gedanken an seinen Gesundheitszustand verdrängt.

Das bedeutet im weiteren Sinne, daß jemand alles, was ihm begehrenswert erscheint, unter positiven Vorzeichen sehen möchte. Er wird in seinen Begierden bestärkt. Erweisen sich aber Wünsche und Begierden als stärker und wirken sie sich nachteilig auf ihn aus, so schimpft er auf den Verführer. Er spricht nun nicht von seiner Kurzsichtigkeit, sondern von seiner Gutgläubigkeit, „im guten Glauben habe ich ihm vertraut“. Jetzt erinnert er sich womöglich an seinen Selbstwert.

In den 50-er Jahren wurde die Parole von der Abwertung aller Werte laut. Daß darin der Wert des Menschen als Persönlichkeit annulliert werden sollte, als Persönlichkeit wie es Kant in seiner Definition der Menschenwürde ausspricht, wurde weder bedacht noch befürchtet. Aber eben, daß das Ermessen eines Wertes allein auf individueller Grundlage möglich ist, haben die Wertvermittler und solche, die sich berufen sehen, Werte zu verbreiten, ganz einfach unterschlagen. Hört man dann von dem, der sich hintergangen sieht, die Fragen „wo war ich nur?“ – „wer bin ich denn?“ - so wird endlich sein Besinnen auf sich selbst deutlich. Diese Frage aber, die Frage „wer bin ich“, sollte allen anderen Fragen, vor die er sich gestellt sieht, vorausgehen. Er wird sich indessen nicht zum Vorwurf machen, daß er sich selbst betrügt, sondern immer nur den, daß er betrogen wurde. In seinem ausschließlich auf Spekulation ausgerichteten Denken sieht er schließlich den Grund seiner Verarmung.

Der maximale Teil all dessen, das er für Wert erachtete, liegt ohne jeden Zugang zu seinem Selbst. Und auf die Frage „wer bin ich“, gälte nur die Antwort: ein fragwürdiges Wertpapier auf der Bank. Wie die jüngsten Ereignisse zeigen, hat die Einschätzung des Selbstwertes von Persönlichkeiten, die auf höchster wirtschaftlicher Ebene agieren, gerade ausgereicht, um mit Gaunern und Steuerhinterziehern auf einer Ebene zu stehen.

Wie ein gewöhnlicher Dieb von der Polizei abgeführt, wäre die letzte Frage, die der Wirtschaftskapitän sich selbst stellen mußte, „wer bin ich denn? - „hatte ich das nötig?“

Wohin die Verselbständigung pragmatischen Denkens geführt hat, zeugt nicht von einer Vermehrung, sondern von der Verminderung der Werte. Es wäre an der Zeit, sich zu besinnen, um nicht mit niedergeschlagenen Augen und theatralisch schwingenden Armen an alle möglichen Einrichtungen zu erinnern, an Bildungsstätten, die dazu dienen, einen Menschen auszubilden und nicht ihn zu bilden. Einen Schäferhund kann man ausbilden, ebenso ein Pferd oder einen Papagei. Ein Mensch bedarf der Bildung auf dem Boden der Erkenntnis. Nun aber hat sich gezeigt, daß jene, deren Erkenntnis oder, wenn Sie wollen, deren Erleuchtung sich als fruchtbar erwiesen hat, sich in den meisten Fällen ganz von selbst gebildet hatten. Sie waren es, denen der Zugang zu dem, was in der Tat unter Werten zu verstehen ist, offen war. Das aber, worin sich ihr Erkennen niederschlug, namentlich in den Werken der Kunst, blieb und bleibt den Verfechtern der Bildung unserer Tage verschlossen. Man redet in ihren Kreisen über Prinzipien, die sie als Realisierung auf höchster Ebene gar nicht kennen. So ist es erklärlich, daß man in Unkenntnis dessen, was solche wahrhaft Gebildeten hervorgebracht hatten, in ihren Kreisen gar nicht spricht, um die eigene, sie

kennzeichnende Unbildung so gut wie es geht zu verbergen. Wäre es theoretisch möglich, ein einziges Gespräch zwischen Goethe und Eckermann im Fernsehen zu übertragen, so würde ein solches Gespräch alle fünf Minuten durch eine Werbesendung unterbrochen. So unmöglich dies ist, so gut aber ist es möglich, sich aus eigenem Antrieb für eine Stunde in eine gleichwertige Lektüre zu vertiefen. Dann aber heißt es, „das verstehe ich nicht“. Nach den Bildungsdebatten im Bundestag zu urteilen, wäre dies immerhin verständlich. In einem Aphorismus schreibt Goethe: „Der Mensch sollte täglich Gelegenheit nehmen, einige gute Zeilen zu lesen, ein gutes Bild anzuschauen, ein Stück gute Musik zu hören, und wenn es möglich wäre, einige vernünftige Worte zu sprechen.“

Nirgends hat der Utilitarismus gemeineren Ausdruck gefunden, als im Mißbrauch großer Kunstwerke in der Werbung. Jene berühmte Zeichnung von Leonardo da Vinci „Der Mensch in Kreis und Quadrat“, ist heute in jeder Apotheke zu sehen und zum Gesundheitsmann degradiert worden. Das Blatt zeigt den Menschen in seiner Bindung an das Geviert – das ist die Welt – über deren Grenzen er bei seiner Ausrichtung auf den höchsten Punkt nicht hinausreicht. Den Kreis als Symbol des Unendlichen erreicht er nicht, da er die Basis, auf der er steht, die Ebene, nicht verlassen kann, wenn er diesen sicheren Standpunkt nicht verlieren will. In ihrer Bedeutung steht die Zeichnung in unmittelbarer Nähe zu einem der wohl rätselhaftesten Werke der graphischen Kunst, dem Kupferstich „Melancholie“ von Albrecht Dürer von 1514. Wer mit gedanklicher Intensität ein solches Werk zu entschlüsseln beginnt, muß die Platitude derer, die es in den Dienst ihrer Interessen stellen, umso entwürdigender empfinden. Dasselbe sieht man dort, wo auf die befremdendste Weise die Hände Gottvaters und Adams aus der Sixtinischen Kapelle als Angebot von massenhaft hergestelltem Mobiliar dienen. Es zeigt sich, daß die Furcht vor einer selbst geringen Einbuße an Gewinn jede Art von Ehrfurcht verdrängt hat.

Genug! Wo also die Frage nach Werten gestellt wird, bzw. nach ihrem Abhandenkommen, müßte zuerst die Frage nach dem Abhandenkommen der Persönlichkeit vorausgehen. Gerade dies scheint aber niemandem bewußt zu sein und es liegt eigentlich in der Natur der Sache, daß eine solche Frage ins Leere gehen muß. Sie bleibt also unbeantwortet. Ein zumindest ernst denkender Mensch ist auf Werte eingestellt, die für die Allgemeinheit ohne Bedeutung sind. Eine Verbindung zwischen ihm und einem Utilitaristen bliebe für beide Seiten unfruchtbar. Sie könnten sich kaum oder gar nicht verstehen, ja der eine würde den anderen für einen Phantasten halten, da er mit ihm nicht der gleichen Meinung ist, wo es sich um Werte handelt. Der Ernst, mit dem er die Welt sieht und seine Interessen am Geringfügigen wie auch seine Genügsamkeit, trägt ihm eher Mißtrauen als Vertrauen ein. Am Ende hält man ihn für einen Sonderling. Das ist richtig! Denn was er erkennt und worin er fähig ist, das Erkannte durch seine ihm bestimmende Veranlagung zu äußern, kann auf seine Umwelt nicht anders als sonderlich wirken.

Immerhin, daß solche Sonderlinge ein Leben lang mit Dingen beschäftigt waren, mit denen der Nächste nicht das Mindeste anzufangen gewußt hätte, konnte am Ende doch nur als Wert erahnt werden. Werte, zu welchen den Meisten der Zugang versperrt geblieben war. Beethovens Auftritte könnte man heute für einen fortgesetzten Protest nehmen. Wie man es in seinen Biographien lesen kann, hätte allein das genügt, um eher auf Widerwillen als auf Beifall zu stoßen. Rembrandt hatte der Rat von Amsterdam unter Kuratel gestellt. Er war nicht mehr geschäftsfähig. Weber und Lortzing starben in Armut. Ebenso Caspar David Friedrich, Frans Hals oder Ruisdael, denen man ein Armenbegräbnis bereitete. Mozarts Leichnam warf man außerhalb von Wien in ein Massengrab.

„Ohne alle Aufmunterung von außen“, schreibt Arthur Schopenhauer, „hat mich die Liebe zu meiner Sache meine vielen Tage hindurch mein Streben aufrecht erhalten lassen und mich nicht ermüden lassen. Mit Verachtung nur blicke ich dabei auf den Ruhm des Schlechten.“

Anstelle solcher Sonderlinge, die wie hier im Sinne Schopenhauers selbst Werte schufen oder an solche erinnert hatten, haben wir es heute mit den Besonderen zu tun. Das sind die Prominenten, die ihren Eigenwert in nichts anderem zum Ausdruck bringen als in der Selbstdarstellung. Es sind namentlich Schauspieler oder Politiker, die mit gespielter Langeweile und mit betonter Affektion aus ihrem Lebensgang erzählen und immer wieder an ihre Begegnungen mit Leuten erinnern, die für noch prominenter gehalten werden. Ich erinnere an einen nun mehr als hundert Jahre alten Mann, einen Schauspieler, dessen Gebrechlichkeit keinen Veranstalter einer Galavorstellung davon zurückhält, diesen Petrefakten der Schauspielkunst wieder und wieder vorzuführen. Ja, man läßt ihn ein Lied krächzen, um zu zeigen, daß er wie eine alte Spieluhr immer noch aufzuziehen ist. Über den Respekt vor dem Alter, welcher hier den Wert ausmachen sollte, obsiegt die Spekulation auf den Erfolg der Veranstaltung.

Wie man sieht, steht nicht mehr eine Erkenntnis in Rede, wie sie aus den Werken vergangener Epochen auf uns gekommen ist, sondern heute nur noch die Person. Wie oft hat man gefragt, wie denn dieser oder jener ausgesehen haben mag, von dem dieses Bild oder diese Schrift nachgewiesen wurde. Man kennt sie nicht. Und auch ihre Porträts weisen nicht unbedingt auf die Art und Weise hin, mit der sie aufgetreten sind. Ein Porträt kann geschmeichelt oder ungeschminkt wirken, vielleicht nur ein Zeugnis der jeweiligen Stimmung in der Begegnung eines Malers mit seinem Gegenüber geworden sein. Ich sage, daß mich das Bild der Mona Lisa stets befremdet hatte. Es war mir in der Tat fremd geblieben, indem es mir nie anders als nur rätselhaft geblieben war. Ich konnte keinen Zugang zum Wesen der Dargestellten finden und ich denke heute noch, wenn ich mir das Bild vorstelle, daß kein Mensch, auch keine Frau so schwer zu enträtseln sei. Die Berglandschaft im Hintergrund, die im Sfumato entschwindenden Konturen mochten mich in diese geheimnisvolle Gestaltung noch umso mehr hineinsteigern. Das Rätselhafte lag nicht im Wesen der dargestellten Frau, sondern womit es mir in allen Teilen verwoben zu sein schien, war das nicht zu ergründende Wesen des Malers, des Wissenschaftlers und des Denkers. Allein hierin, im nicht mehr zu Definierenden, das sich in diesem Bild verbirgt, liegt am Ende sein Wert. Hier, wo sich der Mystiker ausspricht, wo das Unnachweisbare in die Gestaltung gelangt ist, sucht man auf historischem Wege den Wert im Nachweisbaren zu finden. „An das Märchen“, heißt es heute, „glauben meine Kinder nicht mehr, wenn sie älter als zehn Jahre sind“. Man rühmt sich des erzieherischen Erfolges, indem man den Kindern den Wert des Märchens ausredet, mit dem Hinweis darauf, daß es weder Riesen noch Zwerge gibt oder gar Tiere, die sprechen können.

Kinder dürfen keine Angst haben! Aber der Mensch ist ohne Angst nicht denkbar. In seinem Buch „Der Begriff der Angst“ schreibt Sören Kierkegaard im fünften Kapitel unter der Überschrift „Die Angst in Verbindung mit dem Glauben als Mittel der Erlösung“: „Wäre der Mensch ein Tier oder ein Engel, so würde er keine Angst bekommen.“ Weiter schreibt er mit einem Hinweis auf Grimms Märchen „Von einem der auszog das Gruseln zu lernen“: „Wir lassen jenen Abenteurer seines Weges ziehen, ohne uns darum zu bekümmern, inwiefern er auf demselben fand, was Angst einzuflößen vermag. Hingegen möchte ich bemerken, daß dies ein Abenteuer ist, das jeder zu bestehen hat. Daß er lerne sich zu ängsten, denn sonst geht er zugrunde dadurch, daß er in Angst versinkt. Wer hingegen gelernt hat, sich zu ängsten, der hat das Höchste gelernt.“

In einer absolut pragmatisch orientierten Gesellschaft dominiert der Wunsch von jeder Angst frei und in jeder Hinsicht versichert zu sein. Den Wert der Angst, der wie Kierkegaard sagt, als das Höchste gilt, versucht man mit allen Möglichkeiten aus dem Bewußtsein auszuklammern. Paradox aber ist, daß die Angst, ohne die der Mensch nicht sein kann, sich um so mehr in ihm steigert, je mehr Vorkehrungen getroffen werden, um von Angst frei sein zu können. Hingegen haben wir täglich vor Augen, in welcher Weise dieses natürliche, im Menschen fortwährend waltende Verlangen, ihn die halbe Nacht hindurch beschäftigt. Auf virtuellem Wege sucht er sich in Angst zu versetzen, ohne betroffen zu sein. Er gibt seinem Verlangen nach, indem er sich einen Horrorfilm ansieht und wenn er aus ist, drückt er auf einen Knopf und schläft ein. Es war nicht seine Angst, sondern eine ihm von Filmschauspielern vorgeführte Angst, die ihrerseits selbst nicht betroffen waren. Ironisch genommen, wird der Mensch, ohne sich dessen bewußt zu sein, zum Voyeur. Worin lag die Äquivalenz? Worin lag der Wert? Worin liegt das Motiv, das die Angst im Menschen erzeugt?

Womit wir es zu tun haben, ist ein Scheinwert, durch den, höchst aufwendig, nichts weiter vermittelt wird, als ein Tathergang, der wiederum nichts enthält, woraus eine Erkenntnis hätte gezogen werden können. Unter dem Einbeziehen eigenen Betroffenseins zeigt sich, unter welchem Gesichtspunkt ein Werk oder eine Handlung eingeschätzt wird. Dem Unkritischen genügt der Effekt. Er sucht nach dem Vollkommenen, das er darin erkennt, daß an keinem Detail gespart wurde, das sowohl die Spannung steigerte und zu einem befriedigenden Abschluß führte. Was er nicht erkennt, ist, daß der Wert dessen, was er gesehen hatte, zur Einheit hätte führen müssen, zu einer in ihm selbst ruhenden Einheit, auf der sein Urteil gründen müßte.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel:

Ein vollkommen durchdachter Plan, der zu einem Verbrechen führte, setzt jeden ehrlichen Menschen, wenn der Fall aufgeklärt ist, in Erstaunen. „Das war ein ganz gemeiner, raffinierter Plan“, hört man, „vollkommen durchdacht, ein perfektes Verbrechen“. Jeder Plan, der einer Zurückgewinnung von Werten dienen soll, er mag noch so wortreich präsentiert werden, wird sich solange als unzureichend erweisen, als die Grundlage des Erkennens von der Warte des einfachsten Menschen nicht in Betracht gezogen wird.

Ein Parteipolitiker würde mir vielleicht entgegenhalten, wie er einen einfachen Menschen erreichen wolle. Ich würde ihm raten, sich einmal daran zu erinnern, daß er selber nicht mehr als ein einfacher Mensch ist. Wo es sich nun um die Vermittlung von Werten praktischen Gebrauchs handelt, haben alle Zweige der Industrie von der Kosmetik bis hin zu Urlaubsreisen alles getan, um die Massen von ihren Angeboten zu überzeugen. Man hat alles aufgeboten, um Werte ins Blickfeld zu stellen, die entweder der Freizeit oder der Körperkultur dienen. Es wird also weiter nichts angeregt als das, was den Menschen in seiner Äußerlichkeit und in seiner Bequemlichkeit aufwertet. Der Erfolg, den namentlich die Elektroindustrie erzielt, hat dazu geführt, daß man heute kaum noch jemanden auf der Straße sieht, der nicht mit einem Kopfhörer umhergeht. Den Erwachsenen sieht man mit Kinderspielen beschäftigt. Ein umsichgreifender Infantilismus verhindert den Menschen mehr und mehr sich an seine Identität zu erinnern und damit auch an den Wert der Arbeit. Seine Verdammnis zur Untätigkeit führt ihn auf den Weg in die Erkenntnislosigkeit. Er ist nicht mehr in der Lage, Werte zu sehen, die man ihm nicht ununterbrochen aufdrängt.

Man erkennt unschwer, daß eine Regierung, die um ihrer Fortexistenz willen, an derartigen Erscheinungen mitzuwirken hat, sich bei ihren Bemühungen nunmehr Werte auszugraben, in die totale Antinomie verstrickt. Ist es nun so bestellt, daß selbst praktische Werte fortgesetzt

angepriesen werden müssen, um nicht an Interesse einzubüßen, wie sollen solche noch erkannt werden, die man als geistige Werte deklariert hatte?

Mit großen Worten wie ‚Weltkulturerbe‘ werden bedeutenden Werken, wie etwa der Baukunst, besondere Auszeichnungen zuteil, so wie einem alten, verdienten Mann, den man mit einem Orden auszeichnet. So etwas könnte als Verbeugung gelten, als ein Hutabziehen wie vor einem Dichter oder einem Philosophen, dessen Bücher kaum noch gelesen werden.

In seinem Straßburger Aufsatz „Von deutscher Art und Kunst“ schreibt Goethe in Erinnerung an den Baumeister des Straßburger Münsters Erwin von Steinbach: „Was braucht’s dir Denkmäler, du hast dir das herrlichste errichtet, und kümmerst die Ameisen die drum krabbeln dein Name nichts, so teilst du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.“ Das ist eine Art der Bewunderung auf höchster Ebene. Bewunderung, die aus dem Vokabularium gegenwärtig geltender Kriterien gestrichen ist. Die Erkenntnis ist zur Kenntnisaufnahme abgesunken. Unfähig, sich zu einem Wert zu bekennen, reicht es nicht weiter, als bis zur Anerkennung. Voreilig könnte man etwas, das man für gut oder für schlecht hält, verkennen. Man enthält sich seiner Kritik. Bei einer Abstimmung spricht man von Stimmenthaltung und jemand, der bei einer polizeilichen Vernehmung womöglich unter Verdacht gerät, sagt nichts ohne seinen Anwalt.

Jeder Wert hat seinen Preis. Es bedarf auch hier der Ware wie des Käufers. Und nachdem Sinn und Gehalt geistiger Werte nicht mehr einsichtig erscheinen, bleibt es beim Angebot materieller Werte. Aber diese reichen, wie man sieht nicht mehr aus, weder einen Menschen in seinem individuellen Bewußtsein zu stärken, noch den ganzen Staat. Worin man sich noch zu beeifern einen Anlaß sieht, ist das verzweifelte Bemühen um das Vermitteln der deutschen Sprache. Aber die Sprache, die man in verantwortungsloser Weise vernachlässigt und zum Rudiment destruiert hat, ist es, ohne die eine Vermittlung von Werten ergebnislos bleiben wird. Daß ich nicht Arabisch gelernt habe, trübt nicht im Mindesten meine Freude beim Anblick der Kalligraphie arabischer Schrift. Der Schriftzug allein bewirkt in mir den Eindruck einer großen Kultur. Es eröffnet sich mir der Zugang einer aus dem Ornament zu begreifenden Kunst. Das Verständlichmachen der Sprache ist nicht möglich, ohne die Sprache als Ausdruck einer ganzen Kultur in ihrer Einheit zu verstehen. Vor dieses Problem allerdings sahen sich jene, die heute nach Werten fragen, in der Zeit noch nicht gestellt, als sie alles, was deutschen Ursprungs war, verworfen hatten. Von einem Komponisten wie Bruckner hieß es „der ist mir zu deutsch“ von Richard Wagner oder Albert Lortzing gar nicht zu reden. Selbst gegen Carl Maria von Weber, Dürer oder Cranach erhob man den Einwand des kleinbürgerlich Nürnbergischen. Für Menzel galt, ehe die große Ausstellung in Paris stattgefunden hatte, die Bezeichnung eines kleinen Spießbürgers aus Schlesien.

Wie also soll eine Sprache vermittelt werden, deren Kulturkreis rücksichtslos torpediert und in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Nun ist die Frage, ob bei Verlust kultureller Zeugnisse das Geborgte hinreicht, um das Fundament einer Sprache zu sichern, deren Rest anderen Menschen mitgeteilt werden soll. Denn mitteilen heißt doch, daß der andere teilhaftig werde. An was, frage ich, an was soll er teilhaftig werden?

Genügt es, ein Konglomerat aus Ersatzteilen zu einer Maschine zu fügen, von denen keines zum anderen paßt? Das Vehikel springt nicht an, man hat sich verfahren und steht im Sande. Man ahnt, wenn auch nur dumpf, daß es an der Zeit ist, zurückzugewinnen, was man achtlos verworfen hat. Man hat vergessen, daß Werte geistiger Art, wo immer sie gediehen sein mögen, zum Mosaik des gesamten Weltbildes gehören. Es läßt sich die Hagia Sophia so wenig aus dem Weltbild hinwegdenken, wie der Kölner Dom. Was verloren gegangen ist, ist die Achtung vor der Identität jedes einzelnen Menschen mit dem Land, aus dem er stammt. Es ist seine Familie, aus der heraus solche Identität begriffen werden muß. Einem Menschen,

dem diese Identität als Voraussetzung zu eigenem Erkennen verloren geht, dem redet man vergeblich von Werten.

Man erinnere sich daran, daß der alternde Goethe, als er den Westöstlichen Diwan schrieb, Persisch und Arabisch lernte, um Hafis zu übersetzen. Man denke an die phantastischen orientalischen Märchen von Wilhelm Hauff oder an Friedrich Rückert, dem wir die Übersetzung arabischer Literatur ins Deutsche verdanken und schließlich an Schleiermacher, den Theologen, der an der Berliner Universität für die Übersetzung der Platonischen Dialoge sorgte. Das Reisen in andere Länder kann nicht ausschließlich dem Wahrnehmen seiner Freizeit genügen. Reisen ist eine Aufgabe. Wer sich nicht wie eine Schachfigur hin- und herschieben lassen möchte, muß sich daran erinnern können, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht. Wie Gebrauchsartikel, sucht man jetzt, den Massen Werte zu offerieren, die, wie es heißt, der Gestaltung des Daseins dienen sollen. Es wäre das erste Mal, daß man Massen von Werten hätte überzeugen können, sofern sie nicht zweckdienlich sind. Es ist also ein aussichtsloses Bemühen nach Werten zu suchen, für die es keinen Empfänger gibt. Es bleibt, wie zu allen Zeiten, den Wenigen überlassen, Werte nach ihrem Ermessen und aufgrund eigener Anschauung zu schaffen, und Wenigen, die das Geschaffene von gleicher Warte zu beurteilen imstande sind. Diese Wenigen werden es sein, die dann wiederum aus dem Programm geltender Wertmaßstäbe ausgeschlossen, das Wertvolle bei sich selbst finden und ebenso solche, die es erkennen. Die Verwirklichung des Wertvollen setzt die Beherrschung der Mittel voraus. Die Ankündigung der denkbar größten Werte bedarf der Realisierung, wenn sie nicht leere Begriffe bleiben sollen. Es ist kaum anzunehmen, daß jemand, der zu seiner Zeit ein bedeutendes Bild malte, sich darüber im Klaren war, daß er einen Wert geschaffen hatte. Für ihn war es Arbeit. Noch weniger erkannten es jene als Wert, die das Bild in seiner Umgebung stehen sahen und schließlich darüber hinwegschauten, um zur Tagesordnung überzugehen. „Das Gute“, heißt es bei Goethe im Lehrbrief, „wird selten erkannt, seltener geschätzt.“

Werte, die angekündigt werden, sind fiktiver Art.

Es bleibt also abzuwarten, wie sie sich darstellen. So wie etwa ein ungezogener Junge, von dem man erwartet, daß er sich unter günstigem Einfluß noch ändern möge. Jene aber, denen Deklarationen und Vorankündigungen durchsichtig erschienen waren, hatten sich notwendig in sich selbst zurückzogen und folgten einer Vorstellung, deren Realisierung sich lohnte. In ihrem Wirken blieben sie unbetroffen. Es hieße zu revidieren, was in den vergangenen Jahrzehnten als wertvoll gegolten hatte. In den letzten achtzig Jahren waren es vier Generationen, denen man wie in einem Staffettenlauf dauernd neue Wertmaßstäbe in die Hände gewechselt hatte. Jedem himmelschreienden Unsinn sagte man dauernde Gültigkeit voraus. Ideen, künstlerische Vorstellungen und Visionen treten wie Wolken und Wetter am Himmel auf, nur mit dem Unterschied, daß man das Wetter zumindest zeitweilig voraussagen kann. Es bleibt wie zu allen Zeiten den Wenigen überlassen, Werte nach ihrem Ermessen, d.h. nach ihrer Eingebung zu schaffen und ebenso Wenigen, welche das Geschaffene von gleicher Warte zu beurteilen im Stande sind. Die Ankündigung der denkbar größten Werte bedarf der Sichtbarmachung. Ideen, künstlerische Vorstellung und Visionen aber lassen sich weder ankündigen noch recherchieren. Man wird sich daran erinnern können, daß geistige Werte dort, wo sie sich kundtaten oder sichtbar geworden waren, dem Pragmatiker immer nur im Wege standen. Die erbittertsten Gegner waren von je solche, die ihre politischen Programme gefährdet sahen. Daß sie sich im Verfolg ihrer Interessen, ob bei militärischen oder wirtschaftlichen Rückschlägen, immer wieder dem Fluch der Lächerlichkeit ausgesetzt sahen, hatte seine Ursache eben darin, daß die Maxime ihrer Verkündigungen in allem, worin sie sich äußerten, widerlegt waren. Sie hielten nicht Stand. Aus dem Rückblick auf die

Geschichte läßt sich das Resümee ziehen, nicht aber aus Weissagungen, die den weiteren Verlauf der Geschichte nur theoretisch beinhalten.

So wäre es denn ratsam, sich wie bisher auf das Interesse an materiellen Werten zu beschränken, so lange es noch möglich ist und man sich nicht als Karikatur in einem Karnevalszug wiedersehen möchte. Man sollte sich gelegentlich daran erinnern, daß geistige Grundlagen, die moralische und sittliche Prinzipien zur Sicherheit des Staates gewährleisten sollen, weder durch wirtschaftliche Prosperität noch durch verschärfte juristische Maßnahmen ersetzt werden können. Würde in unseren Tagen jemand geboren, der auf ganz eigene Weise einen Rang von Leuten erreichte, die einst das Jahrhundert geprägt hatten, so hätte ein solcher Mann mit Sicherheit niemandem etwas zu sagen. Nicht darum, daß man ihn sich aus pekuniären Gründen nicht leisten könnte, sondern darum, daß er in einer völlig entgeistigten Zeit lebt. Das Kunstwerk lebt nicht in seinem Jahrhundert, aber das Jahrhundert im Kunstwerk. In ihm ist es manifest geworden.

Ich gebe ihnen ein Beispiel:

Als Napoleon im Jahr 1812 in Wien einmarschiert war, schickte er drei Offiziere zu Beethoven mit dem Auftrag, für ihn ein Klavierkonzert zu schreiben. Es entstand das fünfte Klavierkonzert S-Dur, das Empereur-Konzert. Beethoven spielte das Klavier auf des Kaisers Wunsch selbst. Beethoven sah hierin nicht eine Ehre, sondern eine Herausforderung. Es ist ein ausladendes Konzert, in dem der 1. Satz länger dauert, als die Sätze in den Symphonien. Beethoven nagelte Napoleon samt der ganzen Gesellschaft am Stuhl fest. Es war sein Protest gegen den Eroberer. Derselbe Protest, der mit dem Durchstreichen seiner Widmung der Eroika an Napoleon zuvor schon dokumentarisch geworden war. Man hört das Konzert, es ist Musik mit allem, worin das Jahrhundert fortlebt. Ein solches musikalisches Ereignis in dem historischen Geschehen wird mit jeder neuen Aufführung neu lebendig. Man wird kaum beantworten können, was es war, das Napoleon vom Schlachtfeld in den Konzertsaal gezogen hatte. Sicher ist nur, daß sich in der „Begegnung“ beider Männer im 5. Klavierkonzert eine Art der Vergeistigung eines blutigen Zeitalters auf höchster Ebene gefunden hatte. Man erkennt den Unterschied zwischen Macht und Stärke. Zu seiner Zeit hatte sich Napoleon als der Mächtige erwiesen, Beethoven als der Starke. Auf St. Helena findet der Mächtige fernab und in Einsamkeit sein Ziel. Das Jahrhundert aber, das sein Waffengeklirr erfüllte, lebt im Werk des Starken über die Zeit fort.

Man erinnert sich daran, daß Franz I. von Frankreich nach der Schlacht bei Parma, die er gegen Karl V. verloren hatte, Leonardo da Vinci in seine Dienste nahm. Gleiches könnte man von Friedrich dem Großen sagen, von seinem Umgang mit Voltaire, d'Alembert, Rousseau und schließlich mit Bach. Oder man denke an die tiefreligiös verinnerlichten Gedichte von Paul Gerhardt, die in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entstanden. Ich erwähne dies, um anzudeuten, daß man geistige Werte, die man heute vermißt, nicht als Notlösung oder als Ersatz für militärisches Versagen oder für ein absinkendes Wirtschaftspotenzial abrufen kann. Das Verkennen ihrer Notwendigkeit kommt dem Verkennen der Symptome einer schleichenden Krankheit gleich. Handelte es sich um das Auftreten einer physischen Erkrankung, so würde man alles aufbieten, um sie unter Einsatz aller Hysterie zu bekämpfen. Man ist darum bemüht, daß ein Mensch ja nicht etwa stirbt, ehe er das neunzigste Lebensjahr überschritten hat. Matthias Claudius schreibt an seinen Sohn, „Sorge für deinen Leib, aber nicht so als ob er deine Seele wäre.“

Er erinnert ihn an den Anspruch seiner Seele, die wie man sehr schön im Phaidros lesen kann, unzerstörbar bleiben wird, da sie nicht substantieller Art ist und somit nicht in ihre Substanzen zerfallen kann. Nun ist aber kein Staat dazu angetan, das Seelenleben eines einzelnen Menschen zu berücksichtigen. Der Staat hat es mit der Masse zu tun, woraus sich Ordnung

und Gesetzgebung erklärt. Dennoch wirkt die Unzuständigkeit des Staates für Werte, die jedem nach seinem Ermessen zugesprochen bleiben müssen, im Auftreten bedenklicher Symptome auf den Staat zurück. Daß dies nicht ohne Folgen bleiben kann, hat eine durchaus einsichtige Ursache. Das Ministerium für Bildung und Forschung ist auf einem Punkt angelangt, von dem aus bereits Bismarck vor mehr als 150 Jahren sich veranlaßt sah, die allgemeine Schulpflicht einzuführen. Schon Pestalozzi sagte, daß man „dem Menschen das Notwendigste gebe, und ihn Lesen und Schreiben lehren solle“. Die Stelle des Notwendigsten hat seit mehr als fünfzig Jahren der Überfluß eingenommen.

Im Rückblick wird nicht allein das Verkennen von Werten sichtbar, sondern auch das Vergehen an ihnen. Wie etwa Matthias Grünewalds „Stuppacher Madonna“ beweist, die über ein Menschenalter zum Ofenschirm herabgewürdigt wurde. Die Maxime einer Erkenntnis kann ebenso im Wert als im Unwert des Objektes liegen. Sie läßt stets nur auf den Grad der Erkenntnisfähigkeit des Urteilenden schließen. Immer wieder konnte man sehen, daß eine wahrhaft künstlerische Leistung bei einfach denkenden Menschen eine stärkere Resonanz hervorrief, als bei solchen, deren Urteil unter dem Einfluß der Halbbildung gedieh.

Als Wilhelm Leibl das Bild der „Drei betenden Frauen“ beendet hatte, das heute in der Hamburger Kunsthalle hängt, waren es die Berblinger Bauern, die vor dem Bild den Hut zogen und sagten: „Das ist Meisterarbeit.“

Wer in ein Kunstobjekt den Wert zu involvieren sucht, der diesem nicht zu eigen ist, wäre dem zu vergleichen, der einen Witz erklären möchte, dem die Pointe fehlt. Er hat Glück, wenn der, dem er den Witz erzählt, lacht, um nicht als humorlos zu gelten. Das zielstrebig betriebene Abwerten der Werte schlägt sich endlich in der Destruktion der Urteilsfähigkeit der allgemein denkenden Menschen nieder. Wie es sich zeigt, hat das laut angekündigte Programm zeitgemäßen Denkens und Urteilens Verunsicherung, Kritiklosigkeit und Unbildung in der Folge. Der Wert, den ein Ding in sich selbst hat, bleibt unbetroffen; nicht aber der Wert derer, die den Wert in Frage stellen. Wenn man von Reichtum spricht, so ist die Ansammlung von Werten gemeint. Von Werten, die teuer bezahlt den Besitz als Objekt garantieren, nicht aber den Besitz als Wert.

Stolz beruft man sich darauf, sich solchen Besitz leisten zu können. Wie oft hört man, daß jemand ein teures Kunstwerk zu erwerben in der Lage war, indem er den pekuniären Wert mit dem oft zweifelhaften Wert seiner Erwerbung gleichsetzt. Sein Geltungsbedürfnis und seine Unbildung machen ihn dem Schwindler zur leichten Beute. Ein einfach denkender, kritischer Kopf war stets schwerer von einem Wert zu überzeugen, als ein komplizierter, dem man den Wert in seiner Verunsicherung aufdrängt. Ein Erkennen der Werte setzt die Freiheit voraus, aus der der Mensch unbeeinflußt zwischen Wert und Unwert zu entscheiden vermag. Schon in der Einstellung auf eine ausschließlich Gewinn versprechende Leistung gründet die Mißachtung jedes höheren geistigen Wertes. Allein dazu hat man die Gesellschaft unserer Tage erzogen.

Nun steht man, wie es heißt, vor einer Bildungskatastrophe. Man fordert vom Gast, daß er die deutsche Sprache lerne, die man selbst kaum noch als Rudiment beherrscht. Man kann sogar erleben, daß ein junger Türke ein korrekteres Deutsch spricht, als ein gleichaltriger Deutscher. Daß sich in Diskussionen auf parteipolitischer Ebene Möglichkeiten zur Erneuerung und Festigung von Bildungsgrundlagen entwickeln können, halte ich für fraglich. Denn die Divergenzen der Interessen, die jede Partei für sich verfolgt, machen das Erkennen einheitlicher Grundlagen unmöglich. Wie durch ein schlechtes Gewissen wird man daran erinnert, daß Werte, die man Jahrzehnte lang aktiv totgeschwiegen hatte, nun um so notwendiger sein dürften.

Bei Vernachlässigung künstlerischer Werte, die allein durch entsprechende Begabungen zu vermitteln gewesen wären, richtet man nun sein ganzes Interesse auf die Ausbildung körperlicher Kräfte. Richtig! Denn ein erfahrener, alter Boxtrainer bleibt dann doch einem Kunstberater vorzuziehen. Ob dessen Schützling gewinnt oder verliert, wird sich nach zwölf Runden gezeigt haben. Um den Ausgang eines solchen Kampfes zu erfahren, bedürfte es höchstens der Einschätzung der Kondition beider Kombattanten. Es bliebe bei einer Wette.

Das Einschätzen einer geistigen Leistung fordert die geistigen Kräfte des Rezipienten heraus. Und es mag der Fall sein, daß seine Beurteilung am Ende wertvoller ist, als das eben gerühmte Kunstwerk. Es könnte also sein, daß er stärker war als der Künstler. Kein Wunder, daß jene, die sich heute vor das Problem gestellt sehen, allgemein geltende Werte zurückzugewinnen, ihr Urteil nicht abgeben wollen. Denn entweder hatten sie im eigenen Vermögen einen solchen Wertmaßstab nicht finden können oder, was gemeiner ist, sie hatten sich bei Verleugnen ihres Selbstwertes einer eben geltenden Doktrin gefügt.

Nehme man den eigenen Wert, den Selbstwert, um an seinem Maßstab den Wert eines Objektes einzuschätzen. Um mit gutem Gewissen sagen zu können, „das war es mir wert“.

Hansjörg Wagner